Besprechungen

Horst Pöttker / Christiane Kiesewetter / Juliana Lofink (Hrsg.)

Migranten als Journalisten?

Eine Studie zu Berufsperspektiven in der Einwanderungsgesellschaft

Unter Mitarbeit von Katsiaryna Artsiomenka

Wiesbaden: Springer VS, 2016 – 178 S.

ISBN 978-3-658-01255-7

Barbara Thomaß (Hrsg.)

Migration und Vielfalt im Öffentlichen Rundfunk

Analysen aus sechs europäischen Ländern

Bochum: Westdeutscher Universitätsverlag, 2016. – 234 S.

(Reihe: Kommunikationsforschung Aktuell; 16)

ISBN 978-3-89966-770-7

Migration und Diversität als Herausforderung an Journalismus und Medienproduktion – dieses Thema ist angekommen, nicht nur in der (medien)öffentlichen Debatte, sondern zunehmend auch in der Forschung und der universitären Lehre. Zwei Neuerscheinungen bearbeiten die Thematik nahezu komplementär und vermitteln dabei zugleich Einsichten in die Widerstände, die sich hier auftun. Während das Dortmunder Team um Horst Pöttker sich ganz der Kommunikatorseite zuwendet und dabei auf eine regionale Teilstudie im deutschen Markt der privatwirtschaftlich organisierten Medien konzentriert, fokussiert der von Barbara Thomaß herausgegebene Band öffentlichen Rundfunk in ausgewählten europäischen Staaten – schwerpunktmäßig rückt dabei die Frage nach Diversität im Programm und Selbstverständnis der Sender in den Fokus.

Pöttker, Kiesewetter und Lofink haben sich gemeinsam mit Studierenden der TU Dortmund aufgemacht, mehr über Migrantinnen und Migranten in journalistischen Redaktionen zu erfahren und über Möglichkeiten, ihren Anteil dort zu vergrößern. Denn nach wie vor gilt: Während etwa jede_r fünfte Deutsche über einen Migrationshintergrund verfügt, macht ihr Anteil in Redaktionen zwischen 3 und 5 Prozent aus – harte repräsentative Daten liegen dazu nicht vor. Die Dortmunder Studie liefert dazu (leider) keine verlässlichen, aktuellen Daten, sondern konzentriert sich darauf, im Land NRW Verantwortliche aus privatwirtschaftlich geführten Medien (Print, Hörfunk, Fernsehen) zu ihren Erfahrungen mit und Bewertungen von Migrant_innen in Redaktionen zu befragen. Detailreich und frustriert wird über schwachen Response berichtet (13,9 % von 547 angeschriebenen Redaktionen nahmen an Befragung teil) und über dessen Ursache spekuliert.

Auch wenn der geringe Rücklauf die Güte der Daten schmälert, bergen die Befunde gleichwohl einige interessante Einsichten: So werden von den Befragten leitenden Redakteur_innen und Personalverantwortlichen fehlende sprachliche Kompetenz sowie religiöse Differenz (!) als die stärksten negativen Einflussfaktoren auf die (mögliche) Beschäftigung von Migrant_innen in Redaktionen gewertet. Als Potenzial erkennen nahezu alle die (fremd)sprachliche und (trans)kulturelle Kompetenz. Gilt es jedoch, die Relevanz von Schwächen sowie Stärken migrantischer Journalist_innen abzuwägen, so halten Redaktionen die Türen fest geschlossen: Fehler- und akzentfreies Deutsch gilt als zentrale und unverzichtbare Voraussetzung für den Berufszutritt (Studium und journalistische Ausbildung folgen erst nachrangig). Transkulturelle Kompetenz wird demgegenüber als randständiges „nice to have" bewertet. Wenngleich also in der Mehrheit der befragten Medien ein Bewusstsein um (zu) geringe Repräsentanz von Migrant_innen in den Redaktionen vorhanden ist, werden (vermeintliche) Sprachdifferenzen und religiöse Unterschiede zur Begründung für deutsche Homogenität herangezogen.

Die Studie wird ergänzt um eine Befragung von Schüler_innen, die Hinweise auf das Interesse migrantischer Jugendlicher für den Journalistenberuf geben soll. Recht anschaulich (und nur teilweise erhellend) verweist die Studie auf die Mühen ihrer Realisation – für die Autor_innen ein Hinweis darauf, dass die Bereitschaft zur Öffnung von Redaktionen für Migrant_innen nach wie vor als verhalten zu bewerten ist. Angesichts der geringen Fallzahlen in Teilgruppen erscheinen dabei einige der Detailauswertungen statistisch gewagt.

Auch der von Barbara Thomaß herausgegebene Band ist gemeinsam mit Studierenden entstanden. Abschlussarbeiten, die aufbauend auf ein Lehrmodul geschrieben wurden, geben hier in komprimierter Form Einsichten in den aktuellen Stand von *diversity politics* im öffentlichen Rundfunk Deutschlands, Großbritanniens, der Schweiz, Österreichs, der Niederlande sowie Spaniens. Getragen sind alle Beiträge von der Suche nach Diversität im Programm, den

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Leitlinien und der Personalpolitik in den öffentlichen Rundfunkanstalten.

Eingeleitet wird der Band von der Herausgeberin, die das Konzept *diversity* darin als „empirisch beschreibbares Phänomen (…) als ein normatives Konzept sowie (als) ein pragmatisches Konzept der Personalpolitik diskutiert" (S. 11). Gefragt wird also nach der empirisch prüfbaren Diversität im Programmangebot, nach dem normativen Ziel einer an ethnischer und kultureller Vielfalt orientierten Organisationsentwicklung sowie nach dem Stand der Diversität unter den Beschäftigten der Sender. Getragen sind alle drei Perspektiven von einem spezifischen öffentlichen Auftrag, dem *public service broadcasting* unterliegt: Gesellschaftliche Diversität im Programm sichtbar zu machen und damit, so formuliert es Thomaß, *Diversity Mainstreaming* als Teil des Rundfunkauftrags zu begreifen.

Auf welch unterschiedlichem Stand öffentliche Rundfunksender diesem Auftrag nachkommen (oder ihn überhaupt als Bestandteil ihres öffentlichen Auftrags begreifen), das machen die sieben Einzelstudien sichtbar. Schon der Blick auf die zwei untersuchten deutschen Sender – WDR und ZDF – zeigt markante Differenzen: Im Programm, in der Personalentwicklung sowie im öffentlichen Leitbild räumt der WDR einer angemessenen Sichtbarkeit migrantischer Vielfalt erkennbare Relevanz ein. Ob in der Entwicklung spezifischer Programmformate oder der Inklusion in Regionalmagazine, ob in der Volontärsausbildung oder der Schulung von Führungskräften, Diversität „als gesellschaftliche Normalität" gilt als handlungsleitend im WDR. Allerdings, so konstatiert Anika Keil, fehlen auch hier präzise Daten auf der Personalebene.

Ganz anders im ZDF: Irini Kapouniaridou attestiert dem Sender „eine Abwesenheit repräsentativer Stimmen der migrantischen Anderen" (S. 75). Ihrer Programmanalyse legt sie das analytische Konzept der *critical whiteness studies* zugrunde. Sie konzentriert sich auf Unterhaltungsformate und wählt die Samstagabend-Show, um am Beispiel von *Wetten, dass…* aufzuzeigen, wie sich „auf dem Sofa der Nation" (S. 71) die weiße, deutsche Gemeinschaft ihrer nationalen Identität vergewissert, indem sie Andere als Fremde markiert.

Aufschlussreich ist hier der Blick hinüber zur BBC. Am Beispiel der fiktionalen Serie *East Enders* zeigt Francina Herder, wie selbstverständlich ethnische und kulturelle Vielfalt in dieses erfolgreiche britische Format eingeschrieben sind. Gewiss kein Zufall – hat sich die BBC doch bewusst für *diversity politics* entschieden, die kulturelle Vielfalt in Programm ebenso wie in der Personalstruktur mit Quotenregelungen zu einem harten Gütekriterium machen.

Die Analysen aus den Niederlanden, der Schweiz, Österreich und Spanien verweisen bestenfalls auf ambivalente Prozesse. Dominant bleiben dort in den Programmanalysen negative Darstellungskontexte in den journalistisch-nachrichtlichen Formaten, stigmatisierende Markierungen in fiktionalen Angeboten.

Obgleich die Einzelstudien nicht vergleichend angelegt sind – entsprechend in den theoretischen Kontexten wie den Programmanalysen unterschiedliche Fragestellungen verfolgt wurden –, bietet der Band in der Zusammenschau durchaus erhellende Einsichten in die noch sehr entwicklungsfähige Berücksichtigung von *diversity politics* in europäischen öffentlichen Rundfunkanstalten. Der Begrenztheit studentischer Abschlussarbeiten ist geschuldet, dass hier nur ausgewählte Aspekte von Programm und Senderstrukturen analysiert werden konnten. Keine Frage – hier zeigt sich Potenzial für weitere Forschung: anwendungsorientiert mit Blick auf veränderte Strategien in Medienunternehmen ebenso wie grundlagenorientiert zur kritischen Schärfung eines Diversity-Begriffs, der Vielfalt als Recht auf Differenz begreift.

Margreth Lünenborg

Christine Ansari (Hrsg.)

Adoleszenz in Medienkontexten

Literaturrezeption, Medienwirkung und Jugendmedienschutz

Frankfurt a. M.: Lang, 2016 – 256 S.

(Reihe: Kinder- und Jugendkultur, -Literatur und -Medien. Theorie – Geschichte – Didaktik; 102)

ISBN 978-3-631-66357-8

Zum 60. Geburtstag des Kasseler Literaturwissenschaftlers und -didaktikers Achim Barsch veranstalteten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter 2015 eine internationale Arbeitstagung zum Thema „Kinder und Jugendliche in Literatur, Medien und Unterricht", deren zwölf Beiträge nunmehr veröffentlicht sind. Entsprechend weit oder auch disparat ist die Themenvielfalt, die sich kaum unter die vorgeschlagenen Überschriften bringen lässt, und eine gewisse Beliebigkeit ist – wie bei solchen Jubiläumsbänden meistens – unverkennbar. Eher lässt sich markieren, was weitgehend fehlt: nämlich systema-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tische Bezüge zur kommunikations- und medienwissenschaftlichen Theorie und Methodik sowie zu aktuellen Kontexten, die bei besagten Themen vermutlich erwartet werden. Stattdessen überwiegen historische Rekonstruktionen von gerade verfügbaren Beispielen. Kaum jemand dürfte den Band daher als ganzen und sukzessiv lesen, sondern allenfalls interessierende Beiträge herausgreifen.

Dabei könnte ihre kurze Aufzählung und Charakteristik hilfreich sein. Zu Beginn skizziert der emeritierte Berliner Erziehungswissenschaftler Hans Merkens die Entwicklungsgeschichte des Jugendbegriffs seit seiner Entstehung zu Beginn des 20. Jahrhunderts und zeigt einschlägige theoretische Zugänge der Sozialwissenschaften auf. Sie spiegeln die anhaltende Differenzierung von Kindheit und Jugend bis in die Gegenwart wider. Sodann lobt der Siegener Literaturwissenschaftler Norbert Groeben das erzählende Sachbuch als literaturdidaktische Motivationshilfe gerade für die gemeinhin lesefernen Jungen aus den sozialen Unterschichten. Daraufhin beleuchtet der ungarische Literaturwissenschaftler Endre Hárs die medialen Bedingungen und Spezifika von Naturgeschichten um 1800. Anschließend eruiert der ebenfalls ungarische Literaturwissenschaftler Géza Horváth die medialen Adaptionen und Momente der Rezeptionsgeschichte des populären ungarischen Romans „Sterne von Enger" von Géza Gárdoonyi von 1901. Am Beispiel von Arthur Schnitzlers Dramenzyklus „Anatol" entdeckt der Kasseler Literaturdidaktiker Andreas Wicke den neuen Typus von Jugend um 1900 und lüftet die damals krisenhaften Phänomene der Adoleszenz. Ebenfalls an einem Beispiel, nämlich an Nicolai Linins „Sibirische Erziehung" von 2009/10, erörtert die Dortmunder Literaturdidaktikerin Gundrun Marci-Boehnke konvergente Vermarktungsstrategien von interkultureller Jugendliteratur und fragt nach deren Authentizitätsversprechen.

Aus pragma-linguistischer Sicht analysiert der Kasseler Sprachdidaktiker Christoph Müller anhand jugendliterarischer Texte spezielle Muster der Adressierung. Der Kasseler Wirtschaftsjurist Wolfgang Thaenert diskutiert sodann Grundlagen und Schutzmechanismen des Jugendmedienschutzes und zeigt diesbezügliche Perspektiven für Bildungs- und Freizeiteinrichtungen auf. Für wenig wirksam hält hingegen der Jubilar selbst den Jugendmedienschutz, da er im Gegensatz zur Literatur in einem anderen System verortet ist. Sodann konzediert der ehemalige Siegener Literatur- und Medienwissenschaftler Helmut Schanze den sog. Neuen Medien hinsichtlich ihrer aktiven, produktiven Nutzung beachtliche Potenziale individueller Bildung, fürchtet aber zugleich mit berüchtigten Kritikern kognitive Demenz und wachsende Schriftferne. Welche sozialen, kognitiven und moralischen Beeinträchtigungen gewalttätige Videospiele haben können, diskutiert recht abstrakt die ungarische Literaturwissenschaftlerin Judit Szabó. Schließlich folgt am Ende des Sammelbandes ein Projektbericht zur Untersuchung spezifischer medialer Handlungsebenen von Schülerinnen und Schülern in der Sekundarstufe I, indem gängige Medienkompetenzmodelle evaluiert werden. Aber an die aktuellen Umgangsweisen mit Smartphones und Tablets reicht auch er nicht heran.

Einen Beitrag der Didaktik zur Entwicklung eines adäquaten medialen Handelns, und zwar im komplexen „Zusammenhang zwischen Bewahrpädagogik, Wirkungsannahmen und rechtlichem Medienschutz", möchte dieser Sammelband leisten, da gemeinhin den Kindern und Jugendlichen eine „Realfiktionsunterscheidungs-Kompetenz" abgesprochen werde (S. 10), so die Herausgeberin etwas verklausuliert in der Vorbemerkung. Dieses Ziel dürfte nur für einzelne Aspekte oder höchstens exemplarisch zu erreichen sein; denn eine systematische Konzipierung bietet ein solcher Reader natürlich nicht.

Hans-Dieter Kübler

Klaus Beck / Till Büser / Christiane Schubert
Mediengenerationen

Biografische und kollektivbiografische Muster des Medienhandelns

Konstanz/München: UVK, 2016. – 201 S.
ISBN 987-3-86764-575-1

Wann überzeugt ein wissenschaftliches Buch? Die naheliegende Antwort lautet: dann, wenn es neue wissenschaftliche Erkenntnisse bietet. Allzu oft ist damit jedoch der Erkenntnisfortschritt durch belastbare empirische Daten gemeint. Aus dieser Perspektive heraus betrachtet könnte man das Buch von Klaus Beck, Till Büser und Christiane Schubert nach der Lektüre ein wenig enttäuscht zur Seite legen. Doch für Leser und Leserinnen mit diesen Erwartungen baut das Autorenteam gleich in der Einleitung vor: „Obwohl wir mit einem sehr sensiblen Sensorium auf die Suche nach generationellen Prägungen, Formen und Zusammenhängen von Medienhandeln und Mediendispositionen gegangen sind, bieten die empirischen Befunde nur sehr geringe Anhaltspunkte für das Wirken von so

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

etwas wie „Mediengenerationen", ja sogar für die Möglichkeit, auf der Grundlage nachprüfbarer Kriterien Mediengenerationen überhaupt zu unterscheiden" (S. 10). Es benennt selbst klar und unmissverständlich die Schwächen seiner empirischen Untersuchung, fährt aber, klug die eigene Studie rezensierend, fort: „Dies bedeutet selbstverständlich keine endgültige Falsifikation des Konzepts der Mediengenerationen, denn hierfür wären langfristige Panelstudien notwendig" (ebd.). Dem stimmt die Rezensentin mit vollem Herzen und aus eigener Erfahrung rundheraus zu: Kollektive, medienbiografisch geprägte Sozialisationsprozesse, die zu Mediengenerationen führen, verlangen nach einer Langzeitperspektive! Und diese kann die Studie von Beck nicht bieten.

Dennoch handelt es sich bei dem Buch zur Frage, „welche Rolle die jeweilige individuelle Lebensphase (Lebensalter, Lebenslauf) und welche Rolle die *kollektive Generationszugehörigkeit* für das aktuell gezeigte Medienhandeln spielen", um eine ausgesprochen lesenswerte wissenschaftliche Lektüre. Beck, Büser und Schubert gelingt es, ein theoretisch überzeugendes Konzept vorzulegen, das die Frage, ob es nun tatsächlich auch auf empirischer Ebene eingelöst werden konnte oder nicht, zurückdrängt; darauf kommt es – und das begeistert an den Überlegungen des Autorenteams – letztendlich nicht mehr an: Ihm ist es gelungen, Baustein für Baustein ein solides, konzises Theoriefundament zu legen, das dem eigenen Anspruch, ein „heuristisches Modell der wechselseitigen Vermittlung von individualbiografischen und kollektivbiografisch-generationellen Prozessen" (S. 8f.) zu entwerfen, gerecht wird.

Als Basis dieses Modells dient der Habitus-Feld-Ansatz von Pierre Bourdieu – eine kluge Entscheidung, wie die Rezensentin aus eigener Erfahrung weiß. Anders als dies oft der Fall ist, wenn theoretische Bausteine zusammengefügt werden, gelingt es Beck, Büser und Schubert, die Relevanz von Bourdieus Grundbegriffen mit Blick auf ihr Modell überzeugend zu begründen und damit ihre Tauglichkeit, aber auch ihre Grenzen für die Untersuchung von Mediengenerationen nachvollziehbar auszudifferenzieren. Eine solche Grenze markiert der für die Studie zentrale Begriff der Generation, dem sich Bourdieu nur marginal zugewandt hat. Dieses Defizit schließt das Autorenteam mit Bezug auf Karl Mannheims soziologische Generationenforschung. In seinem Generationenmodell verbindet Mannheim ideengeschichtliche und sozialstrukturelle Perspektiven und macht deutlich, dass allein ein chronologisches Modell biografische, lebensgeschichtliche Aspekte nicht erfassen kann. Dies gilt umso mehr, als individualbiografische Faktoren nicht außer Acht gelassen werden dürfen; vielmehr geht es darum, das Zusammenspiel von milieu- bzw. habitus-geprägten sowie (medien-)biografischen psycho-sozialen Prozessen zu erfassen. Mediales Handeln unterliegt stets einer doppelten, sich eng miteinander verflechtenden Dynamik, zum einen der sich im Rahmen medialtechnischer Wandlungsprozesse (aktuell etwa Digitalisierung und Konvergenz) dynamisch verändernden Mediendienste und Medienangebote im Kontext gesellschaftlicher Wandlungsprozesse, zum anderen der sich dynamisch vollziehenden Identitätsgenese von Menschen im Rahmen ihrer lebenslangen Sozialisation, die sich ihrerseits im Kontext ihrer jeweiligen milieugeprägten Lebensführung und den davon geprägten Alltagspraxen von Individuen an ihrem je spezifischen sozialen Ort vollzieht.

Vor diesem Hintergrund erscheint der methodenplurale Forschungsweg, den Beck, Büser und Schubert mit ihrer explorativen qualitativen Studie eingeschlagen haben, sinnvoll. Im Mittelpunkt standen ausführliche individuelle Leitfadeninterviews mit Vertretern und Vertreterinnen der geburtenstarken Jahrgänge, der Altersgruppe der heute 48- bis 58-Jährigen, in denen der Fokus auf (medien-)biografische Aspekte gelegt wurde. Die Autoren versäumen in diesem Zusammenhang auch nicht, selbstkritisch Bourdieus Bedenken gegen eine biografische Herangehensweise zu erwähnen; dieser hegte lebensgeschichtlichen Erzählungen gegenüber große Skepsis und bezeichnete sie als „Biographische Illusionen" (S. 80). Sie diskutieren auch die Schwierigkeiten, die mit narrativ angelegten Befragungen einhergehen, etwa das Problem von „Lebenslügen", „Angeberei" oder dem die Sozialforschung in Bezug auf reaktive Methoden zu Recht intensiv beschäftigenden Phänomen der sozialen Erwünschtheit.

Wer aber, so wie die Autoren in ihrer Studie, auf eine Überwindung des Problems der „‚Individualisierung' sozialer Kontextfaktoren" (S. 81) zielt, der ist darauf angewiesen, den Befragten als „Experten seines Lebens" ernst zu nehmen, verbietet sich doch eine lebenslange Beobachtung von Menschen bereits aus ethischen Gründen (abgesehen davon, dass Langzeit-Panelstudien von sog. Panel-Effekten belastet werden können). Um den drei, von den Autoren begriffstheoretisch überzeugend differenzierten Medien-Ebenen, den Mediendispositiven, Medienformaten und Mediennarrativen, auf die Spur zu kommen, die aufgrund ihrer „Einbettung in den biografisch rekonstruierten Alltag und die aktuellen Alltagsrouti-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nen“ (S. 82) zeitlich weit zurückliegen und in einem Leitfadengespräch ungestützt nur schwer zu Tage gefördert werden können, bediente sich das Autorenteam eines Medienmemorys in Form eines Medienkaleidoskops.

Die Leitfadeninterviews (n=53) wurden ergänzt durch unterschiedliche Formen von Gruppendiskussionen, an denen insgesamt 44 Personen teilnahmen, zum einen Mehrgenerationengespräche im Familienkontext, zum anderen altershomogene Gruppendiskussionen, in denen das individuelle Medienhandeln der Teilnehmer/innen in einen Zusammenhang mit dem ihrer Altersgenossen gesetzt werden konnte. Besonderen Wert legte das Autorenteam dabei auf die Erfassung von Musikstilen und Bild-Ikonen, denen die Funktion von „Generationsmarkern“ zugeschrieben werden kann. Zusätzlich wurde ein standardisierter Fragebogen mit den drei Komponenten Medienbesitz, Mediennutzung und persönliche Angaben eingesetzt.

Die Rekrutierung und Auswahl der Probanden wird, anders als dies bei den vorherigen methodischen Überlegungen der Fall ist, recht en passant abgehandelt. Erwähnt wird, dass die Zusammenstellung des Samples mit Blick auf die aktuellen Sinus-Milieu-Einteilungen (SINUS 2011) und die MedienNutzerTypologie 2.0 von Hartmann und Höhne aus dem Jahr 2007 erfolgte. Auch wenn man konstatieren muss, dass andere Referenztypologien nur schwer zu finden sind, wäre eine kritischere und stärker reflektierte Auseinandersetzung mit den Sinus-Milieu-Einteilungen wünschenswert gewesen. Ähnlich wie den sich an Stilfragmenten aus der Warenwelt und der Kulturindustrie orientierenden Lifestyle-Typologien der Marktforschung (vgl. Weiß 1997, S. 245ff.) liegen ihnen Orientierungen an „expressiven“ Momenten der Lebensführung (vgl. ebd.) zugrunde. Derartige Stilisierung sind, wie Ralph Weiß hervorhebt, der Mode unterworfen und rasch vergänglich (vgl. ebd.).

Auch wenn das Autorenteam schon in der Einleitung darauf hinweist, dass sie keine mediengenerationalen Mediennutzungsmuster identifizieren konnten, enttäuscht dies die Rezensentin nicht im erwarteten Maße, und dies nicht allein deshalb nicht, weil der Gewinn der Studie vor allem in ihrer theoretischen Fundierung liegt. Die Vermutung des Autorenteams, dass „im Kontext des Erwerbs und der Verteilung von medialem Kapital (…) *familiäre und außerfamiliäre Mediensozialisation* anscheinend eine wichtige Rolle“ spielen, bestätigt in erfreulicher Weise Befunde der neueren Mediensozialisationsforschung.

Ingrid Paus-Hasebrink

Literatur

Weiß, Ralph (1997): Auf der Suche nach kommunikativen Milieus. Plädoyer für eine sozialstrukturell interessierte Fragehaltung der Nutzungsforschung. In: Scherer, Helmut/ Brosius, Hans-Bernd (Hrsg.): Zielgruppen, Publikumssegmente, Nutzergruppen. Beiträge aus der Rezeptionsforschung. München: Reinhard Fischer, S. 239-261.

Tim Dwyer

Convergent Media and Privacy

Basingstoke: Palgrave, 2016. – 199 S.

(Reihe: Palgrave Global Media and Policy Business)

ISBN 978-1-137-30686-9

Das, was unter den gegenwärtigen Bedingungen konvergierender Medienumgebungen als Privatsphäre bzw. Datenschutz gehandelt wird, ist einem permanenten Wandel unterworfen. Gründe hierfür sind nicht nur die ständige Weiterentwicklung medialer Angebote, die häufige Anpassung von Nutzungsbedingungen oder sich verändernde Vorstellungen von Privatheit, sondern auch die zunehmende Verknüpfung unterschiedlicher Web2.0-Anwendungen und ihrer diversen Kommunikationsinhalte, die es schwierig machen, in diesem Geflecht von hintergründigen Strukturen und Datenströmungen den Überblick zu behalten. Die Folgen dieser Prozesse und Aktivitäten für die Handhabung und Weiterverarbeitung persönlicher Daten zu beleuchten, erscheint vor diesem Hintergrund als ein herausforderndes, wenngleich sicherlich notwendiges Unterfangen.

Ausgangspunkt von Dwyers kritischer Analyse, die er an der Schnittstelle von Cultural Studies, Rechtswissenschaft, Wissensindustrie, Medienökonomie und Kommunikationswissenschaft verortet, ist die Feststellung, dass sich immer mehr Teile des täglichen Lebens in mobile Onlineräume verlagern und Fragen des Datenschutzes daher an Relevanz gewonnen haben. In der Einleitung (S. 1-31) beschreibt Dwyer die Eckpfeiler dessen, was er als „algorithmically mediatised living“ (S. 3) bezeichnet: Algorithmen, Data-Mining und Big Data beeinflussen heutzutage viele Lebensbereiche in bislang ungekanntem Ausmaß. Motor dieser Entwicklung sei zum einen die Konvergenz mobiler und ortsbezogener Medien, die sich vor allem in der Nutzung von Smartphones niederschlägt, und zum anderen die zunehmende Bedeutung von Sensoren und eingebetteten Internettechnologien, sog. intelligenten Gegenständen (Internet der Dinge, Wearables, Drohnen

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

etc.). Das Spannungsfeld entstehe nun dadurch, dass diese Innovationen zwar häufig eine enorme Erleichterung des Alltags versprechen, zugleich aber auf die Akkumulation und Kapitalisierung von Daten ausgerichtet sind („informational capitalism", S. 25) und somit eine potenzielle Gefährdung der Datensicherheit darstellen.

Jedes der folgenden fünf Kapitel behandelt im Anschluss ein spezifisches Themenfeld von Medienkonvergenz und Privatheit, in dem jeweils unterschiedliche Akteure, Positionen und Perspektiven berücksichtigt werden. In „Privacy and Mediatisation" (S. 32-61) nimmt Dwyer zunächst eine historische, kulturelle und politische Kontextualisierung von Privatheit in Verbindung mit mediatisierungstheoretischen Überlegungen vor. Vorstellungen von Privatheit sowie Maßnahmen zu deren Schutz unterliegen demnach gesellschaftlichen Dynamiken, die eng verknüpft sind mit dem Wandel der Medien. So stelle etwa das „Recht auf Vergessenwerden", das der Europäische Gerichtshof 2014 in einer Klage gegen Google durchsetzte, eine Fortsetzung des amerikanischen „right to be left alone" aus dem 19. Jahrhundert unter anderen medialen Voraussetzungen dar.

Das Kapitel „The Privacy Consequences of Search" (S. 62-89) nimmt sich in aller Ausführlichkeit der konzentrierten Macht von Suchmaschinen an, die den Zugang zu Informationen und die Produktion von Wissen grundlegend neustrukturiert haben. Insbesondere die Nutzung mobiler Medientechnologien und die Möglichkeit kontextspezifischer Suchanfragen (context aware search, S. 69ff.) unter Zuhilfenahme von Ortungsdiensten haben Risiken wie Datenmissbrauch erhöht und bieten neue Rahmenbedingungen für Formen der Überwachung. Dwyer macht in diesem Zusammenhang deutlich, dass Fragen der Privatsphäre stets zwischen unternehmerischen Aktivitäten, staatlichen Interessen und individuellem Nutzen auszuloten sind und dass regulatorisch im internationalen Vergleich höchst unterschiedlich interveniert wird.

Das vierte Kapitel „SNS, LBS, Apps and Adverts" (S. 90-117) skizziert, in welchem Umfang die Geschäftsmodelle von Social Media-Plattformen auf die Monetarisierung persönlicher Daten ausgerichtet sind und wie die Logik dieser Medien dahingehend wirksam wird, dass Menschen möglichst viele Details von sich preisgeben. Diese Details mögen zwar auf den ersten Blick nur kontext- und bedeutungslose Versatzstücke der eigenen Persönlichkeit darstellen, setzen sich aber in akkumulierter Form und mit Hilfe von Querverbindungen zwischen verschiedenen Anwendungen zu vollständigen Identitäten zusammen, die als Währung gehandelt werden. Dwyer spricht hier von einer „reification of diminishing privacy" (S. 97), wobei die Kommerzialisierung von Profilen und Nutzungsaktivitäten auf der Grundlage von *digital labour* und *user-generated content* erfolgt.

In „Data Governance" (S. 118-159) geht es um Ansätze, das Internet und den Umgang mit Daten zu steuern. Mit Blick auf Big Data, *data farming* und *cloud data storing*, aber auch Praktiken wie „Hacktivismus", wird gezeigt, wie bei der Umsetzung von Data Governance-Strategien oftmals unternehmerische Vorgaben und Zwänge die Richtung vorgeben.

Das sechste Kapitel „Digital Media Citizenship" (S. 160-181) zeichnet kein allzu optimistisches Bild von den Möglichkeiten der Nutzerinnen und Nutzer, sich in Zukunft der Sammlung und Weiterverwertung ihrer Daten im Internet zu entziehen. Dwyer argumentiert, dass allein die schiere Menge an Informationen, die über das Internet verbreitet werden, dazu führen wird, dass der Schutz persönlicher Daten erschwert wird und Fragen der Privatheit weiterhin auf dem Prüfstand stehen. Die kritische Diskussion dieser Entwicklungen, in denen Mediennutzerinnen und -nutzer hauptsächlich in ihrer Rolle als Konsumierende angesprochen werden, ist sicherlich wichtig, hätte jedoch die Eigensinnigkeit von Nutzungspraktiken auch in Zeiten scheinbar geringer werdender Datenautonomie mitdenken können.

Die „Conclusion" (S. 182-192) bildet mit einer knappen Zusammenfassung der Kernargumente der einzelnen Kapitel den Abschluss des Buches.

Als Stärke des Buches ist sicherlich anzusehen, dass es die Verstrickungen der unterschiedlichen Akteure und Strukturen hervorhebt und damit auch die ungleiche Machtverteilung zwischen Unternehmen und Nutzenden offenlegt, ohne dabei einseitig den Untergang persönlicher Freiheiten und Rechte zu beschwören. Während Dwyer nicht müde wird zu betonen, dass es sich bei Privatheit um ein soziales Konstrukt handelt, das immer wieder neu verhandelt wird, bleibt seine Ausarbeitung von Medienkonvergenz etwas blass, was insofern überraschend ist, als dass er diesem Konzept vor einigen Jahren eine ganze Monographie gewidmet hat (Dwyer, 2010).

Aufgrund der Komplexität des Feldes wäre insgesamt von Vorteil gewesen, wenn durch eine sorgfältige Einordnung der Analyse und klarere Strukturierung der Argumentation stärkere Akzente gesetzt worden wären. Sicherlich handelt es sich hier auch um ein strukturelles

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Problem: Das Thema Medienkonvergenz und Privatheit lässt sich weder auf einzelne Länder noch auf einzelne Medienumgebungen oder Anwendungen beschränken, sondern muss übergreifende Prozesse in den Blick nehmen. Zwangsläufig werden vom Autor daher Schwerpunktsetzungen vorgenommen (etwa im Hinblick auf Gesetzesinitiativen in Australien oder europäische Regelungen), die anderswo Raum für weiterführende oder tiefergehende Studien lassen.

Corinna Peil

Literatur

Dwyer, Tim (2010): Media Convergence. Maidenhead: Open University Press.

Matthias Hofer

Presence und Involvement

Baden-Baden: Nomos, 2016 – 123 S.

(Reihe: Konzepte. Ansätze der Medien- und Kommunikationswissenschaft; 15)

ISBN 978-3-8487-1508-4

Das Eintauchen in medial vermittelte Narrationen und virtuelle Welten gehört sicher zu den spannendsten Phänomenen im Bereich der kommunikationswissenschaftlichen und medienpsychologischen Rezeptionsforschung. Das beachtliche wissenschaftliche Interesse an diesem Phänomenbereich hat in den vergangenen zwei Jahrzehnten zu einer beeindruckenden Begriffs- und Konzeptvielfalt geführt. Das macht es Studierenden schwer, sich in diesem dynamischen Forschungsbereich zu orientieren, und stellt auch für Lehrende eine Herausforderung dar, die einen entsprechenden Überblick vermitteln wollen. Abhilfe verspricht das Lehrbuch von Matthias Hofer, das sich mit Presence und Involvement auf die wohl prominentesten Ansätze in diesem Forschungsfeld fokussiert. Neben der herausragenden Stellung beider Konstrukte in der einschlägigen Literatur ergibt diese Kombination auch aus inhaltlicher Perspektive viel Sinn, da Presence und Involvement zwar zentrale Überschneidungsbereiche, aber auch deutliche konzeptuelle Unterschiede zeigen. Eine Gegenüberstellung erscheint also als fachdidaktisch überaus sinnvoll.

Mit seinen rund 120 Seiten folgt der Band von Matthias Hofer dem üblichen Format der von Patrick Rössler und Hans-Bernd Brosius herausgegebenen Reihe „Konzepte“, welche das Ziel verfolgt, zentrale Theorien und Begriffe des Fachs kompakt und übersichtlich aufzubereiten. Dieses Ziel – so viel sei an dieser Stelle schon verraten – setzt Hofer souverän um.

Der Band eröffnet in Kapitel 1 mit einer stringenten Einführung in die Grundzüge der Theorie. Dazu werden zentrale Begriffe und Sub-Dimensionen von Presence und Involvement leicht verständlich und mittels anschaulicher Beispiele vermittelt. Nach dieser Begriffsklärung werden zentrale theoretische Modelle und Perspektiven aus beiden Forschungstraditionen präsentiert und aufbereitet. Das Kapitel schließt mit einer gelungenen Gegenüberstellung der Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider Konzepte.

Das nachfolgende zweite Kapitel widmet sich der Entstehungsgeschichte beider Ansätze, zeichnet die historischen Entwicklungslinien der Konzepte nach und benennt prominente Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die einen prägenden Einfluss auf das Forschungsfeld hatten. Durch diese Aufteilung ergeben sich naturgemäß kleinere Redundanzen zwischen den ersten beiden Kapiteln, die allerdings für Leserinnen und Leser ohne große Vorerfahrungen in diesem Bereich, die ja die Kern-Zielgruppe des Bandes ausmachen, sicher hilfreich sind.

Das nachfolgende dritte Kapitel widmet sich dem typischen methodischen Vorgehen der Presence- und Involvement-Forschung und stellt klassische Operationalisierung bzw. experimentelle Manipulationen beider Konzepte vor.

Im vierten Kapitel folgt sodann eine Zusammenstellung der zentralen empirischen Befunde der bisherigen Forschung. Dabei werden Presence und Involvement einerseits als abhängige Variable behandelt und zentrale Prädiktoren benannt, darüber hinaus aber auch empirische Ergebnisse zu den Folgen von Präsenzerleben und Involvement, z. B. für Lern- und Persuasionsprozesse oder das Unterhaltungserleben, diskutiert.

Abgerundet wird die Perspektive im fünften Kapitel durch eine anschauliche Diskussion zentraler Kritikpunkte und zukünftiger Herausforderungen, derer sich die Presence- und Involvement-Forschung ausgesetzt sieht.

Den Blick über den Tellerrand wagt dann schließlich das sechste Kapitel, in dem eine Vielzahl verwandter Konstrukte, etwa Transportation, Narrative Engagement und Flow, in ihren Grundzügen vorgestellt und die Parallelen und Unterschiede zu Präsenzerleben und Involvement kurz angerissen werden.

Als nützlichen Service liefert das siebte Kapitel dann die für die Bände der Reihe übliche „Top Ten“ der Forschungsliteratur, die eine ge-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lungene Mischung aus eher historisch relevanten und aktuellen Texte vereint und eine gute Ausgangsposition für ein tieferes Eintauchen in den Forschungsbereich eröffnet.

Insgesamt legt Matthias Hofer ein durch und durch gelungenes Lehrbuch vor, das einen hervorragenden Einstieg in das Forschungsfeld bietet und durch seine anschauliche Vermittlung der Konzepte sowie zahlreiche konkrete Beispiele zu einer intensiven Auseinandersetzung mit den Inhalten motiviert. Für Leser mit mehr Vorerfahrung im Bereich Presence und Involvement bleiben hingegen sicher einige Wünsche offen. So zwingt die relative Kürze der Kapitel stellenweise zu einer gewissen Oberflächlichkeit. Spannende Aspekte, etwa die in Kapitel 1 nur kurz angerissenen aktuellen Bemühungen, Präsenzerleben aus einer Zwei-Prozess-Perspektive heraus zu verstehen, können somit nicht in ihrer vollen Breite dargestellt werden.

Auch eine noch detailliertere Diskussion der Kritik am und zukünftigen Herausforderungen für das Forschungsfeld sowie eine noch ausführlichere Analyse der Bezüge zu der Vielzahl der existierenden Konkurrenz-Konstrukte wäre für erfahrenere Leser sicher noch gewinnbringend gewesen. Da der Band in erster Linie das Ziel verfolgt, Novizen einen anschaulichen Einstieg in das Forschungsfeld zu ermöglichen, ist die kompakte Darstellungsform aber sicher keine Schwäche, sondern macht vielmehr den Reiz dieses Lehrbuchs aus. Dies gilt umso mehr, als es Matthias Hofer trotz der relativen Kürze gelingt, ein fundiertes und ausgewogenes Bild der zentralen Konzepte und Befunde zu zeichnen. Der Band ist somit als Einstiegslektüre in den Bereich Presence und Involvement sowie für den Einsatz in der Lehre aus meiner Sicht uneingeschränkt zu empfehlen.

Leonard Reinecke

Do Kyun Kim / James W. Dearing (Hrsg.)
Health Communication Research Measures

New York: Lang, 2016. – 309 S.
(Reihe: Health Communication; 12)
ISBN 978-1-4331-2902-5

Die Begeisterung, die bei Kollegen, die in der kommunikationswissenschaftlichen Teildisziplin der Gesundheitskommunikation engagiert sind, gelegentlich zu verspüren ist, gründet nicht nur in der Aufbruchsstimmung eines jungen Faches und der offensichtlichen gesellschaftlichen Relevanz (und Akzeptanz) des Themenfeldes, sondern auch darin, dass sie hier positive Elemente für die Weiterentwicklung der Kommunikationswissenschaft insgesamt erkennen. Die Gesundheitskommunikation veranschaulicht nämlich einigermaßen plausibel die Chancen eines themenzentrierten Zugangs zur Kommunikationswissenschaft und auch die Chancen der Integration der unterschiedlichen Ebenen der Kommunikation von der interpersonellen über die Organisations- und Medienkommunikation bis zur Online-Kommunikation. Und vielleicht liegt mit dem hier vorzustellenden Sammelband „Health Communication Research Measures" ein weiteres Beispiel für eine Fachentwicklung vor, das auch für die allgemeine Kommunikationswissenschaft von Interesse sein könnte.

Wenn sich der Reifegrad einer (kommunikationswissenschaftlichen) Teildisziplin u. a. im Vorhandensein einer spezifischen und ausdifferenzierten Methodenliteratur äußert, könnte das Erscheinen des Kim/Dearing-Bandes hier als ein Schritt in diese Richtung gesehen werden. Er ergänzt nämlich eher konventionell angelegte einschlägige Methoden-Lehrbücher wie jenes von Bryan B. Whaley (2014), die den klassischen Methoden-Kanon (Interview, Fokusgruppen, Inhaltsanalyse, Experiment, Meta-Analysen etc.) auf die Gesundheitskommunikation beziehen, um einen ganz spezifischen Zugang: die Darstellung von Messinstrumenten im Umfeld allgemeiner und spezifischer sozialwissenschaftlicher Konstrukte, die in der Gesundheitskommunikation Anwendung finden. So werden – in jeweils identisch strukturierten, konzisen Einzelkapiteln – nicht weniger als 27 solcher Konstrukte (z. B. kommunikative Kompetenz, Selbstwirksamkeit, Kommunikationskampagnen, Risikoverhalten, soziale Unterstützung, patientenzentrierte Kommunikation, Informationssuche etc.) per Meta-Analysen „abgeklopft" mit Blick auf eine Darstellung der in Studien eingesetzten Messinstrumente und Erhebungskategorien und auch mit Blick auf eine Bewertung der bestehenden Forschungspraxis und künftiger Einsatzmöglichkeiten.

So werden beispielsweise im Kapitel „Patient-Centered Communication" sechs Variablen des Kommunikationsverhaltens (u. a. Gesprächseinleitung, Klarheit, Empathie, Humor, Bereitschaft zum Zuhören) vor dem Hintergrund der Uncertainty Reduction Theory zu einem sog. „Patient-Centered Communication Scale" verdichtet und in mehreren Studien überprüft. Im Kapitel zur kommunikativen Kompetenz (Kap. 1) werden etwa die beiden Instrumente „Communicative Competence

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Scale“ und „Conversational Skills Rating Scale“ vorgestellt.

Diese 27 knappen Kapitel (jeweils um die 8-10 Seiten; verfasst von insgesamt 45 Autoren) beschränken sich auf quantitative Messverfahren – diese Einschränkung wird gleich in der Einleitung offengelegt – und bieten einen nützlichen Ausgangspunkt für das Methodendesign von Studien der Gesundheitskommunikation, durchaus auch im Zusammenhang mit studentischen Abschlussarbeiten. Als Leiter eines einschlägigen Kandidatenseminars würden mich kritische und abwägende Überlegungen aus diesem Band bei der Themenvorstellung empirischer Masterarbeiten sehr beeindrucken – natürlich im Verbund mit Verweisen auf die allgemeine Methoden- und Methodologieliteratur zur Gesundheitskommunikation (z. B. wie in Whaley 2014).

Die Einzelkapitel stellen sich unterschiedlich dar in ihrer Ambition, das jeweilige Konstrukt über ein Gesundheitskommunikations-Setting hinaus zu begründen. Das oben angeführte Beispiel der patientenzentrierten Kommunikation (Kap. 11) hebt sich hier positiv ab, weil es dieses Konstrukt einbettet in Überlegungen und Definitionen zur patientenzentrierten Medizin („patient-centered care“) generell und somit Bezüge sowohl zur Gesundheitswissenschaft als auch zur Medizin möglich macht. Andere Kapitel wiederum, etwa jenes über Kommunikationskampagnen, bleiben vergleichsweise eng in der Welt der (Gesundheits-)Kommunikation verhaftet.

Ein weiterer Kritikpunkt wäre, dass es die Beiträge in diesem Sammelband nahezu durchgehend unterlassen, ihre jeweiligen Sichtweisen der Gesundheitskommunikation zu diskutieren – weder mit Blick auf mögliche Ansätze (Informationsansatz, Persuasionsansatz, narrativer Ansatz etc.) noch auf die Ebenen der Gesundheitskommunikation. Auch die Herausgeber gehen in ihrer Einleitung nicht darauf ein. So entsteht der Eindruck, als ob wir schon alle wüssten, was Gesundheitskommunikation sei bzw. was sie „tue“.

Etwas irritierend ist auch, dass der Band keinerlei Zusammenfassung oder Ausblick enthält. Er schließt ziemlich abrupt mit Konstrukt Nr. 27 (Kommunikationsbereitschaft; „Willingness to communicate about health“). Damit könnte allerdings die Absicht der Herausgeber zum Ausdruck gebracht werden, ein Stück „living literature“ zu produzieren – eine erfrischende Formulierung, die sie in der Einleitung verwenden (vielleicht um das etwas abgegriffene „work in progress“ zu vermeiden).

Fairerweise sollte jedoch hinzugefügt werden, dass der Sammelband von einer überaus konkreten Intention, nämlich der Darstellung von aktuellen Anwendungen spezifischer Messinstrumente bei bestimmten Konstrukten der Gesundheitskommunikation, geleitet war. Auf eine pfiffig-paradoxe Art könnte gerade die Direktheit oder, wenn man will, die „Enge“ dieses Zuganges die Anschlussfähigkeit zu Nachbardisziplinen wie der Gesundheitswissenschaft, aber auch zur Medizin, befördern.

Und möglicherweise ist der von Do Kyun Kim und James W. Dearing hier präsentierte Zugang zu Methoden einer, der auch andere Teildisziplinen der Kommunikationswissenschaft (z. B. politische Kommunikation, interkulturelle Kommunikation, Organisationskommunikation etc.) inspirieren könnte.

Benno Signitzer

Literatur

Whaley, Bryan B. (2014): Research Methods in Health Communication. New York: Routledge.

Gregory Ferrel Lowe / Nobuto Yamamoto (Hrsg.)

Crossing Borders and Boundaries in Public Service Media

RIPE@2015

Göteborg: Nordicom, 2016. – 250 S.

ISBN 978-91-87957-21-5

„Crossing borders and boundaries in Public Service Media“ lässt sich frei mit „Grenzüberschreitungen in öffentlichen Medien“ übersetzen, wobei sich der Begriff der öffentlichen Medien in Deutschland noch nicht so selbstverständlich für den Verbund von audiovisuellen und Online-Angeboten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks eingebürgert hat, wie das mit den *public service media* der Fall ist. Die Buchreihe RIPE@(Jahreszahl) ist demgegenüber bei Forschenden, die sich dieser öffentlich finanzierten, öffentlich kontrollierten und mit einem öffentlichen Mandat ausgestatteten Organisationsform von Medien widmen, schon lange vertraut. Sie steht für eine profunde, hoch fokussierte Auseinandersetzung mit den Herausforderungen, die sich dieser bald 100 Jahre alten Institution stellen.

Seit 2000 findet alle zwei Jahre eine Konferenz zu Schwerpunktthemen rund um öffentliche Medien statt, aus der Bände hervorgehen, welche weit mehr sind als ein üblicher Konferenzsammelband, nämlich eine Zusammenstel-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lung intensiv diskutierter und sorgfältig editierter Aufsätze, die einer gemeinsamen Fragestellung folgen. Der diesjährige Band widmet sich der Problematik, welche Beschränkungen den öffentlichen Medien (die nur in Deutschland öffentlich-rechtlich heißen, weshalb dieser Begriff hier gemieden wird) aufgrund ihres Erbes auferlegt werden und welche Grenzen sie in ihrer bisherigen und zukünftigen Entwicklung überwinden bzw. überwinden sollten. Die Autoren (auch der bisherigen Bände) eint, dass sie eine nicht-kommerzielle Organisationsform von Medienangeboten, die auf bestimmte gemeinwohlorientierte Werte verpflichtet sind, für eine vitale Demokratie für notwendig halten. Von dort aus nehmen ihre Untersuchungen und Abhandlungen jedoch vielfältige Perspektiven ein.

Grenzüberschreitungen werden von Taisto Hujanen zunächst in technologischer Hinsicht konstatiert und eruiert, wenn er analysiert, ob und inwieweit die Form der Institutionalisierung von Medien an ihre jeweilige Technologie gebunden ist, ob also die öffentliche Organisationsform an die Rundfunktechnologie gebunden ist, oder nicht – wie er schlüssig herleitet – technologieneutral und also auch für die konvergente Medienwelt erforderlich ist, um auch in einer vernetzten Gesellschaft eine inklusive Öffentlichkeit zu gewährleisten.

Auch Sylvia Harvey nimmt eine technologische Perspektive ein und zeigt auf, was angesichts des massiven Interesses und Lobbying der Mobilfunkanbieter an einem größeren Anteil am verfügbaren Breitbandspektrum für den öffentlichen Rundfunk und die Fernsehzuschauer auf dem Spiel steht.

Die Tatsache, dass das RIPE-Konferenz-Format nun zum zweiten Mal die Grenzen der europäischen Herkunft öffentlichen Rundfunks überschritten hat und diesmal in Japan stattfand, führt zu aufschlussreichen Einblicken in asiatische Mediensysteme, die hierzulande selten sind. Takashi Ito analysiert die Dynamiken und Komplikationen, die sich dem japanischen öffentlichen Rundfunk NHK in dem Spannungsverhältnis stellten, einerseits als nationaler Anbieter auf die Bewahrung und Förderung des kulturellen Erbes verpflichtet zu sein, andererseits als Auslandssender mandatiert zu sein, nationale Interessen im Ausland zu fördern.

Die schwierige Auseinandersetzung, angesichts übergriffiger, Medienfreiheiten nicht wertschätzender staatlicher Akteure redaktionelle und administrative Unabhängigkeit zu wahren, analysieren Ken-Ichi Yamada und Nobuto Yamamoto in ihrem Beitrag am Beispiel von Hongkong. Eine ähnliche Problemlage stellt sich in Marokko; für dieses Land untersucht Bouziane Zaid, wie politische Bewegungen darum ringen, den Freiraum für ein genuin öffentliches Medienangebot zu schaffen. Und anhand des Fallbeispiels Taiwan weist Hui-Ju Tsai nach, wie zentral die Bedeutung einer aktiven Zivilgesellschaft für die Verteidigung öffentlichen Rundfunks und seiner Unabhängigkeit ist. Die Argumente, die hier ausgebreitet werden, lassen sich auch auf andere Bedingungen übertragen, unter denen die Unabhängigkeit öffentlicher Rundfunkanbieter unter Druck gerät.

In Zeiten von Medienkonvergenz sind die territorialen Grenzen für das ursprünglich genuin national konzipierte Medienangebot mehr als durchlässig geworden. Dies birgt Chancen und Risiken. Chancen entstehen durch neue Zuschauermärkte, die sich die Angebote öffentlichen Rundfunks erschließen können; wie das erfolgreich sein kann, erläutert und begründet Trisha Dunleavy anhand des Beispiels von Serien von Danmarks Radio.

Voller Komplikationen und Risiken stellt sich hingegen die Situation für die Urheber dar, die angesichts von Medienkonvergenz und der Übermacht von hochkonzentrierten digitalen Konzernen darum ringen müssen, ihre Rechte einzuklagen. Für öffentliche Medienanbieter, die am internationalen Markt agieren wollen, ist das eine besondere Herausforderung, wie Benjamin Bates aufzeigt. Die grundlegende Herausforderung für öffentliche Medien ist jedoch, überhaupt in einem grenzenlosen Raum von Inhalten auffindbar zu sein und dennoch vor dem Hintergrund eines nationalen Mandates zu operieren – dies wird im Beitrag von Lizzie Jackson analysiert.

Grenzüberschreitungen sehr grundsätzlicher Art untersuchen Corinne Schweizer, Marko Ala-Fossi, Minna Aslama-Horwitz und Hannu Niemienen sowie Gregory F. Lowe und Sari Virta, die aus unterschiedlicher Perspektive danach fragen, welche der konzeptionellen Grundlagen des bisherigen öffentlichen Rundfunks revidiert oder wie weiterentwickelt werden müssen. Auf der Basis dieser gründlichen Analysen sehen die Herausgeber vier Implikationen, die die Zukunft des öffentlichen Rundfunks beeinflussen werden: *Public service media* müssen ihren *raison d'être* neu definieren und dabei die alte Grenze von Rundfunk und anderen Medien überwinden. Wenn sie dies tun, müssen sie überlegen, wie sie dem Vorwurf des verzerrenden Wettbewerbs begegnen. Als öffentliche Institutionen sehen sie sich dabei den wachsenden Forderungen ausgesetzt, ef-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

fektiver und effizienter zu arbeiten – und all dies müssen sie in einem international dimensionierten Umfeld leisten.

Der epochale Übergang von öffentlich-rechtlichem Rundfunk zu *public service media* mit all seinen Problemstellungen und Risiken wird somit in diesem 7. RIPE-Band ebenso grundlegend wie umfassend diskutiert. Er leistet damit einen aktuellen und breiten Überblick über den Forschungsstand, und es ist ihm, angesichts der teilweise recht kleinmütig geführten Diskussion um den deutschen öffentlichen Rundfunk, eine breite Rezeption zu wünschen.

Barbara Thomaß

Katja Mehlis

Nachrichtenqualität im Internet

Nutzung und Bewertung von Online-News-Angeboten

Baden-Baden: Nomos, 2016. – 246 S.

(Reihe: Internet Research; 55)

ISBN 978-3-8487-2891-6

Professionell-journalistische Medien stecken inmitten einer intensiven Diskussion um ihre Qualität, gerade auch durch die Konkurrenz bzw. Ergänzung durch alternative Anbieter im Internet. Die Dissertation von Katja Mehlis kommt damit genau zur rechten Zeit, widmet sie sich doch einigen wichtigen Fragen zur Qualität von Internet-Nachrichten aus Nutzersicht.

Sie untersucht, welche Erwartungen die Nutzerinnen und Nutzer an Nachrichtenwebsites haben, wie sie die Erfüllung dieser Erwartungen wahrnehmen und ob beides im Zusammenspiel die Nutzung von Online-Nachrichten erklären kann. Sie unterscheidet dabei zwischen professionellen Anbietern (klassisch journalistisch), technisch gesteuerten Formen (News-Aggregatoren) und partizipativen Anbietern (Laienangeboten). Bei dieser wichtigen Grundlegung für die Arbeit hätte man sich eine etwas ausführlichere Betrachtung und Abgrenzung der drei Anbietertypen gewünscht. Insbesondere im Feld der partizipativen Anbieter werden sehr unterschiedliche Dinge in einer Kategorie zusammengefasst, etwa wikinews oder indymedia mit Blogs. Es wird zwar zwischen „individuell" und „kollektiv" betriebenen Angeboten differenziert, was jedoch im empirischen Teil nicht mehr aufgegriffen wird. Darüber hinaus wird nicht weiter diskutiert, dass technisch gesteuerte Anbieter ja die Inhalte von professionellen Anbietern sammeln und aggregieren und meist keine eigenen Inhalte beisteuern.

Im weiteren Verlauf des Theorieteils werden die wesentlichen Ergebnisse der Forschung zu journalistischer Qualität aufgearbeitet. Mehlis schafft mit diesem Kapitel einen gut zu lesenden, konzisen und gleichzeitig umfassenden Überblick zu zentralen Systematisierungen von Qualitätskriterien und ihren jeweils zugrundeliegenden theoretischen Annahmen. Aus diesen Kriterienkatalogen, einer qualitativen Vorstudie und einem Skalentest werden insgesamt 17 Qualitätsdimensionen mit 51 Items abgeleitet, die der weiteren Untersuchung zugrunde liegen. Die wesentliche theoretische Basis für die empirische Untersuchung stellt die Theorie der subjektiven Qualitätsauswahl dar. Diese schließt aufgrund von Diskrepanzen zwischen Erwartungen an ein Medienangebot und Wahrnehmungen des Angebots auf Qualitätsurteile und setzt diese mit Mediennutzung bzw. -selektion in Beziehung.

Die Zusammenhänge zwischen Erwartungen, Wahrnehmungen, Qualitätsurteilen und Nutzung von Online-Nachrichten werden anschließend in einer Online-Befragung geprüft. Ihr liegt eine selbstselektive Quotenstichprobe mit 587 Befragten zugrunde. Nutzung, Qualitätserwartungen und einige Kontrollvariablen wurden für alle befragten Personen gleich erfasst. Für die Qualitätswahrnehmungen kam ein split-ballot-Verfahren zum Einsatz, in dem je eine Gruppe zu ihren Wahrnehmungen bezüglich professioneller, partizipativer oder technisch gesteuerter Nachrichtenformate befragt wurde. Jeder der drei Gruppen wurde die Definition für das jeweilige Angebotsformat vorgelegt, anhand derer sie ihre Einschätzungen treffen sollten.

Schade ist, dass diese Definitionen in der Studie nicht dokumentiert sind. Da überdies der Fragebogen nicht beigefügt ist, bleiben auch weitere Operationalisierungen schwierig nachzuvollziehen. Hier ist außerdem kritisch zu fragen, ob man die Erwartungen an die partizipativen und technischen Anbieter nicht auch jeweils getrennt erfragen hätte sollen. Stattdessen wurde nach Erwartungen an ein „ideales Nachrichtenangebot im Internet" gefragt. Es wäre durchaus plausibel, dass die Befragten dabei in erster Linie an professionell-journalistische Nachrichtenangebote denken und partizipative und technische Anbieter damit an denselben Erwartungen gemessen werden, obwohl die Nutzerinnen und Nutzer von ihnen eventuell unterschiedliche Dinge erwarten. Die größeren Abweichungen der Wahrnehmungen von den Erwartungen bei diesen beiden Typen könnten demnach auch ein Methodenartefakt sein.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Ergebnisse der Befragung zeigen, dass Nutzerinnen und Nutzer vor allem klassische journalistische Qualitätskriterien erwarten (z. B. Wahrheit, Unabhängigkeit) und Aspekte wie Interaktivität oder Partizipation bei Nachrichtenseiten im Internet als weniger wichtig erachtet werden. Kriterien wie Aktualität, Vielfalt und Orientierung werden bei den professionellen Anbietern am ehesten als erfüllt angesehen, während technische Anbieter eher bei Unterhaltung, Professionalität und Multimedialität punkten. Partizipative Anbieter entsprechen den Erwartungen bei Unterhaltung, Multimedialität und Beobachtung/Kritik.

Für die Auswirkungen der Qualitätsurteile auf die Nutzung werden jeweils Regressionen gerechnet, bei denen jedoch aufgrund von Multikollinearität die 17 Qualitätsdimensionen auf drei reduziert wurden: journalistische Professionalität, internetspezifische Qualität und formatspezifische Qualität. Diese Einteilung wird aufgrund von theoretischen Überlegungen getroffen. Interessant wäre hier auch eine Faktorenanalyse gewesen, die mit einer empirischen Dimensionsreduktion eventuell noch andere Ergebnisse geliefert hätte.

Die Resultate zeigen, dass die jeweiligen Qualitätsurteile bezüglich dieser Dimensionen nur relativ schwach mit der Nutzung der Dienste zusammenhängen. Bei professionellen Anbietern sind Habitualisierung und Personenmerkmale sehr viel stärkere Prädiktoren für die Nutzung. Bei partizipativen und technisch gesteuerten Anbietern zeigen sich hingegen einige Zusammenhänge von Qualitätsurteilen und Nutzung. Das lässt darauf schließen, dass solche Angebote eher selektiv aufgrund bewusster Entscheidungen und zur Ergänzung der gewohnten Anbieter genutzt werden.

Der Ergebnisteil enthält darüber hinaus eine Fülle interessanter Detailergebnisse zu Qualitätswahrnehmungen und -erwartungen, deren aufmerksame Lektüre sich sicher lohnt. So ist etwa formal höher Gebildeten das Kriterium Transparenz bei einem idealen Nachrichtenanbieter wichtiger, niedriger Gebildete legen hingegen signifikant mehr Wert auf Partizipation.

Insgesamt kann die Studie die aktuelle Diskussion zu journalistischer Qualität aus Nutzerperspektive durchaus bereichern. Vor allem die Perspektive auf Alternativen zum professionellen Journalismus ist in der Forschung derzeit noch unterrepräsentiert. Katja Mehlis' Arbeit leistet hier einen wichtigen Beitrag.

Fabian Prochazka

Raphaël Nowak

Consuming Music in the Digital Age

Technologies, Roles and Everyday Life

Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2016. – 167 S.

(Reihe: Pop Music, Culture and Identity)

ISBN 978-1-137-49255-5

Die Ziele dieses Buches sind ebenso hochgesteckt wie umfassend gehalten: Laut Klappentext will es erforschen, wie sich junge Individuen Musik beschaffen, wie sie Musik hören und wie sie von Musik beeinflusst werden. Das alles vor dem Hintergrund, dass das Zeitalter der digitalen Musiktechnologien definitiv angebrochen ist. Das Vorhaben von Raphaël Nowak ist hochinteressant: Musik zu konsumieren, spielt für fast jeden und jede von uns eine mehr oder minder große Rolle im eigenen Leben, und zweifellos verändern die digital getriebenen Technologien unsere Art, Musik zu konsumieren, in hohem Maße. Wie genau diese Veränderung aussieht, will der Kultursoziologe Nowak (University of Bristol, UK) im vorliegenden Buch klären.

Das Buch ist in fünf größere Abschnitte eingeteilt, die von einer Einleitung und einem Fazit gerahmt werden. Jeder dieser Abschnitte befasst sich mit einem Aspekt der zeitgenössischen Form des Musikkonsums. Die Aspekte sind „Technologie", „Musik und Alltag", „Affekt", „Geschmack" und das „Narrativ", die individuelle Musik-Geschichte. Diese Aspekte zu untersuchen, ist sicherlich wichtig, um einen Gesamteindruck von aktuellen Formen des Musikkonsums zu erhalten. Warum es aber gerade diese fünf sind (keiner mehr oder weniger), begründet Nowak nicht.

Überhaupt ist die theoretische Grundlegung der Arbeit eher knapp gehalten: Drei Seiten theoretischer Rahmung, die eine Literaturzusammenschau sind, bilden das Grundgerüst. Oft entsteht dazu der Eindruck, der Autor berufe sich recht einseitig auf wenige zentrale kultur- und musiksoziologische Werke zum Thema (v. a. von David Hesmondhalgh, Tia DeNora und Antoine Hennion). Ein intensiverer Blick in angrenzende Disziplinen, z. B. hinüber in die Musikpsychologie (hier bspw. die Beiträge zu Musikauswahl und -rezeption von Adrian North, John Sloboda oder Michael Hewitt), wäre sicher gewinnbringend gewesen.

Nowak taucht in die von ihm aufgeworfenen fünf Aspekte mittels qualitativer Interviews ein. Diese hat der Autor 2010/2011 und 2014 mit jungen Erwachsenen der „Generation Y" durchgeführt. Durch die von Nowak reichlich im Text verwendeten Zitate aus den Interviews

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

erhält man einen sehr detaillierten und lebenswirklichen Eindruck von Musikkonsumgewohnheiten der „Generation Y“, auf die Nowaks Ausführungen abzielen, weil diese die erste sei, die mit den digitalen Möglichkeiten des Musikkonsums aufgewachsen sei. Was diese Generation genau ausmacht, kommt etwas zu kurz. Überhaupt könnte die Schilderung der Methode, um wirklich aufschlussreich zu sein, etwas ausführlicher ausfallen.

Nowak schildert die Erkenntnisse, die er aus den Interviews zu den einzelnen Aspekten ableitet, sehr lebendig, aufgeteilt in fünf Abschnitte nach den oben genannten Aspekten. Zum Aspekt der Technologie ist es eine wichtige Erkenntnis, dass verschiedene Musik(speicher)medien aus verschiedenen Gründen und in verschiedenen Situationen ausgewählt und genutzt werden. Die Einführung neuer Technologien, die u. a. den freien Austausch von Musik zwischen Nutzern ermöglichen, habe zwar durchaus den Musikkonsum verändert, sei aber bei Weitem nicht so revolutionär, wie bisher stets hervorgehoben worden sei.

Der Aspekt „Musik im Alltagsleben“ ist vielleicht der aufschlussreichste, wenn es um den Musikkonsum im digitalen Zeitalter geht. Viel dreht sich hier wiederum um Technologieaspekte, aber vor allem gewinnt der Leser einen Einblick in die Welt der alltäglichen Musiknutzung der Interviewten. Im dritten Abschnitt integriert Nowak die affektive Komponente von Musik in seine Erkenntnisse zur Alltagsnutzung (z. B. indem er Mood-Management thematisiert). Daran anschließend thematisiert er Angemessenheit sowie ästhetische Erfahrungen bezogen auf den Musikkonsum der von ihm Befragten.

Der vierte Abschnitt zum musikalischem Geschmack hat wenige Bezüge zum Musikkonsum im digitalen Zeitalter (die Technologiekomponente wird kurz gestreift) und wirkt daher etwas fremd – ist musiksoziologisch aber sehr interessant, weil er einen qualitativen Einblick in verschiedene Konzepte bietet, die die „Generation Y“ von „Musikgeschmack“ hat.

Der fünfte und letzte Abschnitt, der die Musik-„Narrative“ bzw. die individuellen Entwicklungen und die eigene Geschichte des Musikerlebens und -konsumierens beleuchtet, profitiert ebenfalls sehr von der qualitativen Herangehensweise des Autors an das Thema und thematisiert darüber hinaus wieder den Wandel des Musikkonsums, der das zentrale Thema des Buches ist. Das Fazit fällt gegenüber den ausführlichen Abschnitten zu den einzelnen Aspekten des Musikkonsums und angesichts der dort aufgeführten reichhaltigen Erkenntnisse überraschend knapp aus.

Das Buch vermittelt einen guten Eindruck davon, wie die für die Digitalisierung wichtige Generation der 20- bis 35-Jährigen Musik auswählt und konsumiert. Auch zeigt es, wie präsent die Musik im Leben der Menschen ist und dass ihre Präsenz im Zuge der Digitalisierung aller Lebensbereiche noch stärker wird.

Das Forschungsvorhaben an sich wirkt manchmal etwas eindimensional und könnte noch mehr nicht nur auf die Theorie zurückgreifen, sondern auch an ihr strukturiert sein. Das würde eventuell auch zu einer strukturierteren Darstellung führen. Ein größerer strukturellerer Bogen hätte die Nachvollziehbarkeit des Forschungsprojekts erhöht.

Das Buch liest sich in seinen einzelnen Abschnitten aber gut. Die Interview-Zitate scheinen sinnvoll ausgewählt und werden reflektiert vor dem Hintergrund des jeweiligen Abschnittes als Beispiele interpretiert. Zu den einzelnen, vom Autor aufgeworfenen Aspekten des Musikkonsums im digitalen Zeitalter ist das Buch an vielen Stellen sehr aufschlussreich und bietet interessante Einblicke. Das umfassende Ziel des Buches, die Musikbeschaffung und das Musikhören junger Individuen sowie den Einfluss der Musik auf diese Individuen vor dem Hintergrund des digitalen Wandels zu erforschen, wird durchaus erreicht.

Für Medien- und Kommunikationswissenschaftler könnte es nach einem Manko aussehen, dass dem Thema „Medien“ nirgends explizit Raum eingeräumt wird – aber letztlich zieht es sich bei näherem Hinsehen durch das ganze Buch und bestimmt vor allem die vornehmlich an Technologie und Nutzung orientierten ersten drei Abschnitte. Der Autor vertritt dementsprechend im Fazit den Standpunkt, dass die Musikmedien (die er nicht explizit so nennt, er spricht von „material means“) und vor allem ihre technologische Komponente der Ausgangspunkt für Musikkonsumforschung sein sollten. Das Medium rückt also doch noch in gewisser Weise in den Fokus, und so lässt sich das Buch auch aus einer medienorientierten Perspektive sicherlich mit einigem Gewinn lesen.

Benedikt Spangardt

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Wolfgang Reißmann
Mediatisierung visuell
Kommunikationstheoretische Überlegungen und eine Studie zum Wandel privater Bildpraxis
Baden-Baden: Nomos, 2016. – 393 S.
(Reihe: Short Cuts / Cross Media; 9)
ISBN 978-3-8487-2484-0

Bilder sind heute auf selbstverständliche Weise in unsere Kommunikationsprozesse und Medienumgebungen eingewoben. Mit der „vernetzten Kamera" des Smartphones, die visuelle Kommunikation und Netzkommunikation verknüpft und damit Bilder „beweglich" macht, ist Fotografie, um einen aktuellen Gemeinplatz der Visuellen Kommunikationsforschung zu strapazieren, zu einer ubiquitären alltäglichen Praxis geworden. Die zunehmende Mediatisierung des Alltags ist, in anderen Worten, ein in hohem Maße visueller Prozess. Diesem Phänomen trägt das Buch „Mediatisierung visuell" Rechnung, indem es mediatisierungstheoretische Ansätze mit Forschungsperspektiven um Visualität und Visuelle Kommunikation verknüpft, um zu erörtern, wie sich kommunikative Situationen und Sichtbarkeitskonfigurationen durch (neue) Bildmedien verändern. Insbesondere der jugendliche Umgang mit Bildern und damit verbundene Formen des Bildhandelns und der Bildkommunikation stehen im Fokus der handlungs- und praxistheoretisch informierten Auseinandersetzung.

Die ersten Kapitel des Buches sind kommunikationstheoretischen Überlegungen sowie der Präzisierung und Konturierung eines für das Forschungsparadigma adäquaten Bildbegriffs gewidmet. Zunächst verbindet der Verfasser den sozialkonstruktivistischen Mediatisierungsansatz mit solchen zu Visualisierung und Visualität und konturiert anschließend ein Bildverständnis, das für eine handlungsorientierte Kommunikationsforschung nutzbar gemacht werden kann. Diese Leistung ist dem Verfasser hoch anzurechnen, da er ein zentrales Ansinnen des iconic turn, nämlich Bilder ernst zu nehmen, aufgreift. Vor diesem Hintergrund wird ausgelotet, was die bildspezifischen Charakteristika, was der „präsentative" Modus, was die Kommunikation mit „wahrnehmungsnahen Zeichen" für Kommunikations- und Interaktionszusammenhänge bedeuten und wie Bildkommunikation auf kommunikatives Handeln und Praxis bezogen werden kann.

Die Klärung des Bildbegriffs ist dabei unumgänglich, da in den vielen mit Visualität befassten Forschungsfeldern unzählige Bildbegriffe kursieren. Diese basieren auf teilweise divergierenden Ansichten, nicht nur hinsichtlich des Zeichencharakters, sondern auch hinsichtlich der Materialität von Bildern (man denke hier an Denkbild vs. Abbild) und ihrer Formen der Sichtbarmachung. Besonders beeindruckend ist die reflektierte Zusammenführung der unzähligen dispersen Beiträge zu Bildlichkeit und Sichtbarkeit, die der Verfasser über viele Fachgrenzen hinweg zusammenträgt, ohne dabei die entsprechenden theoretischen Paradigmen aus den Augen zu verlieren.

An diese wegweisende theoretische Hinführung schließt eine qualitative empirische Untersuchung der sich wandelnden Bildpraxis von Jugendlichen im Alter von 12 bis 18 Jahren an. Dabei wird insbesondere die Integration von visuellen Artefakten und die Kommunikation auf Netzwerkplattformen fokussiert. Die empirische Erhebung fällt in die Anfangszeit „vernetzter Fotografie", in der das Teilen, Verschlagworten und Kommentieren von Fotografien bereits eine bedeutsame Rolle für jugendliche Alltagskommunikation im Kontext von Netzwerkplatzformen einnahm, die Verknüpfung von mobiler Smartphone-Kommunikation und vernetzter Kommunikation jedoch noch in den Anfängen steckte. Smartphones waren zum Zeitpunkt der Studie, die vor allem in den Jahren 2009 und 2010 durchgeführt wurde, noch kein „selbstverständlicher" Bestandteil der jugendlichen Kommunikationsausstattung, und die mittlerweile von der kommunikativen Landkarte verschwundene Netzwerkplattform StudiVZ war ein zentraler Knotenpunkt vernetzter jugendlicher Alltagskommunikation.

Wie der Autor herausstellt, ist die Studie aufgrund der rapiden Veränderungen mediatisierter Alltagskommunikation (nicht nur) von Jugendlichen bereits selbst eine historische Momentaufnahme, die ohne entsprechende Kontextualisierung und Abstrahierung an Aussagekraft verlöre. Diese erforderliche Einbettung und theoretische Abstrahierung gelingt auf hervorragende Weise: Die theoretische historische Rekonstruktion privater analoger Fotografiepraxis wird mit den empirischen Ergebnissen der qualitativen theoriegenerierenden Studie verschränkt und schließlich um seither gewonnene Ergebnisse und Tendenzen aus theoretischen und empirischen Forschungsbestrebungen ergänzt. Diese Verknüpfung im Sinne einer mediatisierungstheoretischen Reflexion ermöglicht es, die private Bildpraxis sowie die Rolle von Visualität im Kontext jugendlicher Medienumgebungen im Wandel zu beleuchten und bildet den Abschluss des Buches.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Dass das Buch auf der Dissertation des Verfassers basiert, lässt sich an der teilweise sehr komplexen und feingliedrigen Struktur der Arbeit ablesen. Eine Verschlankung der Gliederungsebenen hätte vor allem im empirischen Teil der Arbeit die Leserführung und die Orientierung im Werk erleichtert. Im Hinblick auf zukünftige Forschungen wäre es hilfreich gewesen, das Fazit der Arbeit, das dem empirischen Teil stark verhaftet bleibt, um eine Darstellung bestehender Forschungsdesiderate und einen Forschungsausblick zu ergänzen, um damit einen direkten Anschlusspunkt für weitere Forschungsaktivitäten im Schnittfeld aus Visueller Kommunikationsforschung und Mediatisierungsforschung anzubieten.

Insgesamt ist „Mediatisierung visuell" eine längst überfällige, fundierte und überzeugende Auseinandersetzung mit Bildpraktiken in „vernetzter Kommunikation", die über eine Materialanalyse hinausgeht und aufzeigt, wie Bilder mit Handlungen und Praktiken verknüpft und in diese eingewoben sind. Mit der gelungenen theoretischen Verschränkung von Mediatisierung und Visualisierung liefert das Werk zudem ein heuristisches Gerüst, das ein wahrer Impulsgeber für zukünftige Forschungen ist und geradezu dazu einlädt, die Transformation kommunikativer Situationen und kommunikativer Bildpraxis weiter aus verschiedenen Blickwinkeln zu beleuchten. Nicht zuletzt aufgrund der richtungsweisenden theoretischen Einbettung ist dem Werk eine bereite Rezeption zu wünschen.

Katharina Lobinger

Alexandra E. Sowka

Wissenschaftskommunikation zwischen Sozialforschung und Praxis

Eine handlungstheoretische Untersuchung am Beispielfall Rechtsextremismus

Wiesbaden: Springer VS, 2016. – 276 S.

ISBN 978-3-658-11353-7

(Zugl.: Hannover: Hochsch. für Musik, Theater und Medien, Diss., 2015)

Das Bild vom Wissenschaftler im Elfenbeinturm attestiert diesem eine Praxisferne, die in einer Zeit, in der Forschung zunehmend von öffentlichen Investitionen und Drittmitteln abhängig ist, gerne problematisiert wird. Umgekehrt stehen Berufspraktiker vor der Herausforderung, mit wissenschaftlichen Erkenntnissen adäquat umzugehen, nicht zuletzt um ihr Handeln zu legitimieren. Vor diesem Hintergrund erscheint es lohnenswert, die Wissenschaftskommunikation zwischen Sozialforschung und Praxis genauer unter die Lupe zu nehmen. Alexandra Sowka tut dies in ihrer Dissertation am Beispiel des Rechtsextremismus, indem sie eine qualitative sowie eine quantitative Befragung von Forschern und Praktikern auf diesem überaus relevanten, wenn auch singulären Gebiet durchführt.

Im Rahmen der theoretischen Fundierung der Arbeit werden zunächst Bedeutung und Ziele der Wissenschaftskommunikation zwischen Sozialforschung und Sozialpraxis aus einer systemtheoretischen Perspektive beleuchtet. Dabei kommt die Autorin bereits zu dem Ergebnis, dass Funktion, Operationsweisen und Produkte von Sozialforschung und Sozialpraxis unterschiedlicher Natur seien. Im anschließenden Kapitel wird noch einmal die Relevanz des Forschungsinteresses herausgearbeitet und schließlich betont, dass Wissenschaftskommunikation ihren Zweck, die wechselseitige Perspektivenerweiterung, verfehlt, wenn sie vor allem dem erhöhten Nützlichkeits- und Legitimationsanspruch an Sozialwissenschaft und Sozialpraxis gerecht zu werden versucht. Wie sehr dies tatsächlich ein Problem darstellt, ist freilich eine Frage des Maßstabs und bedarf einer empirischen Untersuchung.

Die folgende Sichtung des Forschungsstands macht deutlich, dass Wissenschaftskommunikation je nach Disziplin und Praxisfeld ganz unterschiedlich aussehen kann, so dass es folgerichtig erscheint, sich des (überschaubaren) Forschungsstands zur Wissenschaftskommunikation auf dem Feld des Rechtsextremismus anzunehmen. Dabei wird deutlich, dass trotz beachtlicher öffentlicher Fördersummen die Evaluation von Förderprojekten zur Bekämpfung von Rechtsextremismus zu wünschen übriglässt. Da es darüber hinaus an einer theoretischen Modellierung des kommunikativen Handelns von Sozialforschern und Sozialpraktikern mangelt, unternimmt die Autorin schließlich den Versuch, in Anlehnung an Hartmut Esser ein Frame-Normen-Modell des Wissenschaftskommunikationshandelns zu entwickeln.

Dessen Ausdifferenzierung erfolgt im Rahmen der qualitativen Teilstudie, für die 13 Telefoninterviews geführt wurden und an deren Ende eine gut nachvollziehbare Typologie unterschiedlicher Wissenschaftskommunikationstypen steht. Die anschließende standardisierte Online-Befragung, in deren Rahmen eine Vollerhebung aller Rechtsextremismus-Forscher und -Praktiker in Deutschland angestrebt wurde, zeigt beispielsweise, dass die Forscher

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Wissenschaftskommunikation im altruistischen Sinne eher als Dienst an der Gesellschaft verstehen, während Praktiker eher zum Publikum dieser Leistung gehören, wiewohl auch von ihnen Impulse ausgehen. Über den relativ hoch erscheinenden Umfang der Kommunikation zwischen beiden Seiten ist jedoch ein Fragezeichen zu setzen, da Akteure, die der Wissenschaftskommunikation skeptisch gegenüberstehen, in beiden Befragungen sicherlich unterrepräsentiert sind. Dies wird denn auch kritisch reflektiert. Fraglich ist die Generalisierung der Befunde auch insofern, als das Praxisfeld des Rechtsextremismus infolge der hohen öffentlichen Fördersummen besondere Legitimationserfordernisse und damit eine spezifische Wissenschaftskommunikation mit sich bringt.

Insgesamt ist die Studie nicht nur für jene Wissenschaftler lesenswert, die nach Praxisrelevanz streben, auch die Kritiker eines solchen Wissenschaftsverständnisses finden hier Wasser auf ihre Mühlen. Darüber hinaus ist die Untersuchung ein Beleg dafür, wie gewinnbringend die Verknüpfung von qualitativer und quantitativer Forschung sein kann. Möge der Praxistransfer gelingen.

Katharina Neumann / Philip Baugut

Juliane Voigt

Nachrichtenqualität aus Sicht der Mediennutzer

Wie Rezipienten die Leistung des Journalismus beurteilen können

Wiesbaden: Springer VS, 2016. – 289 S.

ISBN 978-3-658-12040-5

In ihrer Dissertationsschrift geht Juliane Voigt der Frage nach, wie gut Rezipienten die normative Qualität einzelner Nachrichten erkennen können und durch welche Faktoren diese Fähigkeit beeinflusst wird. Angesichts der öffentlichen Debatte über Mängel in der Berichterstattung und der damit verbundenen medialen Vertrauenskrise, ist die Arbeit von Juliane Voigt nicht nur wissenschaftlich bedeutsam, sondern sie greift auch ein gesellschaftspolitisch aktuelles und hochrelevantes Thema auf.

Die Untersuchung der Qualität medialer Informationsangebote und speziell von Nachrichten hat in den letzten Jahrzehnten viel wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren. Dabei standen zunächst die Angebote selbst im Mittelpunkt der Betrachtung. Verschiedene Systematiken und darauf aufbauende Kategoriensysteme zur Erfassung von normativen Qualitätsansprüchen wurden entwickelt und in empirischen Studien angewendet. Diese Forschung stellt die Autorin im ersten Kapitel ihrer Arbeit systematisch und kenntnisreich vor und leitet schlussendlich fünf zentrale Qualitätsdimensionen ab, die sie in ihrer Untersuchung genauer betrachtet. Dabei handelt es sich um Vielfalt, Sachgerechtigkeit, Relevanz, Unparteilichkeit und Verständlichkeit.

Im darauffolgenden Kapitel beschäftigt sich Juliane Voigt mit der Forschung zur Nachrichtenqualität aus Rezipientensicht. Nachdem sie auch hier zunächst einen guten Überblick über relevante theoretische Ansätze und Forschungsbefunde gegeben hat, konzentriert sie sich anschließend auf die Frage, ob Rezipienten die normative Qualität von Beiträgen richtig wahrnehmen können und wie die Qualitätswahrnehmungen der Rezipienten entstehen. Sie argumentiert, dass Qualitätswahrnehmungen das Ergebnis sowohl von systematischer als auch von heuristischer Informationsverarbeitung darstellen. Weiterhin spezifiziert sie eine Reihe potenzieller intervenierender Faktoren, die den Prozess der Wahrnehmung modifizieren könnten. Damit sind die theoretischen Versatzstücke der Arbeit benannt, die von der Autorin kreativ kombiniert und souverän in ein forschungsleitendes Untersuchungsmodell überführt wurden.

Das methodische Design der Untersuchung setzt sich aus insgesamt fünf miteinander verknüpften Onlineexperimenten zusammen, in denen jeweils eine der oben aufgeführten Qualitätsdimensionen systematisch variiert wurde. Das Stimulusmaterial wurde sorgfältig entwickelt und geprüft, der Fragebogen theoriegeleitet ausgearbeitet und auch die Datenerhebung erfolgte mit großer Sorgfalt. Allerdings hätte die Entscheidung, sich auf die Qualitätsbeurteilung einzelner Beiträge zu fokussieren, am Ende der Arbeit noch einmal kritisch hinterfragt werden sollen. Auch wenn diese Vorgehensweise zunächst nachvollziehbar begründet wurde, scheint sie – zumindest mit Blick auf die externe Validität der Befunde – nicht optimal zu sein.

Die Datenauswertung orientiert sich zunächst an der Experimentallogik. Anschließend werden aber auch korrelative Auswertungsstrategien realisiert. Die Befunde der Studie zeigen, dass die Befragten die Qualität der vorgelegten Beiträge insgesamt eher kritisch beurteilten, auch wenn es sich um jene Stimulusvarianten handelte, die eine hohe normative Qualität aufwiesen. Im Vergleich der jeweiligen Experimentalgruppen zeigte sich aber auch, dass diejenigen, die einen Beitrag vorgelegt bekamen,

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der sich bezüglich eines bestimmten Kriteriums durch eine höhere Qualität auszeichnete, diese Eigenschaft des Beitrags auch als qualitativ hochwertig wahrnahmen. Das trifft auf alle fünf Dimensionen und die meisten Subdimensionen zu.

Deutliche Schwierigkeiten, die Qualität angemessen zu erkennen, hatten die Probanden vor allem bezüglich der Sachgerechtigkeit: Es fällt den Befragten schwer einzuschätzen, ob ein Beitrag inhaltliche Fehler aufweist oder ob die Rahmenbedingungen des Geschehens im Beitrag transparent dargelegt werden. Um solche Einschätzungen vornehmen zu können, genügt es nicht, den jeweiligen Text genau zu lesen, sondern es ist notwendig, über das nötige Hintergrundwissen zu verfügen, um die Sachgerechtigkeit überhaupt einschätzen zu können. Andere Qualitätsmerkmale, die sich relativ einfach am Text ablesen lassen, wie beispielweise, ob die „W"-Fragen beantwortet wurden oder ob Ursachen des Geschehens oder Forderungen thematisiert wurden, wurden von den Rezipienten deutlich besser erkannt. Recht gut können die Befragten auch beurteilen, ob ein Beitrag verständlich oder unverständlich geschrieben ist. Zusammenfassend resümiert die Autorin, dass Rezipienten in der Lage sind, Defizite in der normativen Qualität wahrzunehmen, allerdings nur, wenn die Nachrichten schwerwiegende und offensichtliche Mängel enthalten.

Der zweite Teil der Auswertungen widmet sich der Erklärung des Qualitätswahrnehmungsprozesses. Die Autorin erzielt hierzu eine Vielzahl von Befunden, die an dieser Stelle nicht im Einzelnen erläutert werden können und von denen einige zudem in der Arbeit deutlich komprimierter hätten dargestellt werden können. Hervorzuheben ist, dass es sowohl Hinweise auf systematische als auch auf heuristische Wahrnehmungsprozesse gibt, wobei die heuristische Verarbeitung zu überwiegen scheint: Es ist zumeist das generelle Medienimage und weniger die tatsächliche Variation der Qualität in den Stimulusartikeln, die die Qualitätswahrnehmung beeinflusst. Bei einigen Qualitätsdimensionen (Sachgerechtigkeit und Verständlichkeit) ist es sogar nur das Image, das sich auf die Qualitätswahrnehmung auswirkt.

Anders als von der Autorin erwartet, wird die Fähigkeit, die Qualität der Beiträge korrekt zu beurteilen, nicht durch andere Faktoren wie Medienkompetenz, Themeninteresse, Mediennutzungsintensität oder den Qualitätserwartungen modifiziert. Stattdessen haben diese Faktoren vielfach einen direkten (wenn auch schwachen Einfluss) auf die Wahrnehmungsfähigkeit: Vor allem Personen mit hoher Medienkompetenz und hohen Qualitätserwartungen sind besser in der Lage, die Qualität der Beiträge zu erkennen.

Juliane Voigt hat eine solide Dissertation vorgelegt, die viele hochrelevante Befunde für die aktuelle Debatte über Medienqualität bereitstellt. Man hätte sich allerdings gewünscht, dass sie die Bedeutung dieser Befunde noch deutlicher herausarbeitet und diskutiert. Die Tatsache, dass gerade die Sachgerechtigkeitsbeurteilungen den Befragten Schwierigkeiten bereiten und dass gerade diese Dimension stark vom Medienimage beeinflusst wird, veranschaulicht die Problematik. In der aktuellen Debatte lautet der zentrale Vorwurf gegenüber den Medien nicht, dass sie sich unverständlich ausdrücken, dass sie über Irrelevantes berichten, zu wenig vielfältig sind oder zu parteiisch. Die zentrale Kritik an den Medien ist, dass sie die Realität nicht sachgerecht darstellen, dass sie nicht die Wahrheit sagen. Da die Rezipienten bei der Einschätzung, ob ein Bericht der Wahrheit entspricht, in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen überfordert sind, sind sie auf das Vertrauen in die Arbeit der Medien zurückgeworfen. Das Image einer hochwertigen Medienmarke führt bei den Nutzern zur Bereitschaft, das Versprechen einer wahrheitsgemäßen Berichterstattung zu glauben. Wenn dieses Image angegriffen wird, dann wird es somit schwierig, gesellschaftliches Einvernehmen über die Realität herzustellen. Die Bezugnahme auf eine als wahr akzeptierte Realität ist aber die Voraussetzung für jeden rationalen politischen Diskurs.

Vor diesem Hintergrund sind auch andere Qualitätsindikatoren (nicht nur dieser Arbeit) zu hinterfragen: Reicht es, wenn in einem Beitrag irgendwelche Ursachen und Folgen thematisiert werden, um ihm hohe Relevanz zu attestieren? Ist nicht viel wichtiger, ob die *richtigen* Ursachen und die *tatsächlichen* Folgen angesprochen werden? Ist eine ausgewogene Berichterstattung tatsächlich von hoher Qualität, wenn sie die Lügen des einen gleichberechtigt neben die Wahrheit des anderen stellt? Die Beantwortung dieser Fragen stellt uns vor nicht nur erkenntnistheoretisch schwierige Herausforderungen.

Jens Wolling

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2017-1-119 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY